

Gerrit Brüning

Ungleiche Gleichgesinnte

Die Beziehung
zwischen Goethe und Schiller
1794–1798

Wallstein

Gerrit Brüning
Ungleiche Gleichgesinnte
Die Beziehung zwischen Goethe und Schiller
1794–1798

Gerrit Brüning

Ungleiche
Gleichgesinnte

Die Beziehung
zwischen Goethe und Schiller
1794–1798



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Geschwister Boehringer Ingelheim Stiftung
für Geisteswissenschaften in Ingelheim am Rhein
und der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer
und Ehemaligen der Freien Universität Berlin e.V.

D 188

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2015
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Sabon
Umschlag: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung einer Fotografie von Harald Wenzel-Orf
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN (Print): 978-3-8353-1638-6
ISBN (E-Book, pdf): 978-3-8353-2739-9

Inhalt

Einleitung	
Geistesantipoden?	9

Kapitel 1

Der Beginn der Freundschaft	33
Goethes Verhältnis zu Schiller in den Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien	33
Der erste Schritt. Goethes Beitritt zu den <i>Horen</i>	56
Geistiger Genuss. Die Begegnungen in Jena, 20. bis 23. Juli 1794	66
Schillers philosophische Konzeption der Freundschaft im ›Geburtstagsbrief‹	71

Kapitel 2

Goethes erste Beiträge zu den <i>Horen</i>	85
Die »Folgen gefährlicher Bücher« und der Adressat von Goethes Episteln	89
Schiller und das Problem der Politik in den <i>Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten</i>	97
Ästhetische Erziehung und gesellige Bildung	104

Kapitel 3

Schillers Rolle in der Entstehung der <i>Lehrjahre</i>	111
Verstehen und Verstand. Der Briefwechsel über die <i>Lehrjahre</i> im Urteil der Forschung	113
Kritische Sorgfalt. Schillers Mitarbeit an den Büchern 1 bis 6	116
Schillers Obeli. Eine Spurensuche in der Handschrift des 7. Buchs	121
Freundschaft, Liebe, Kritik. Der Austausch über das 8. Buch	125

Turmgesellschaft, Lehrjahre und Meisterschaft.	
Schiller über den ideellen Gehalt des Romans	133
Was blieb vom »realistischen Tic«?	141
Wilhelm Meisters philosophische Bildung	151
»Körper zu Ihren Ideen«.	
Wilhelm Meisters ästhetische Erziehung	159
Kapitel 4	
Epos und Tragödie I	167
Die theoretische Prüfung des <i>Jagd</i> -Projekts	171
Das höhere epische Gesetz	182
Der Verstand als episches Agens	195
Kapitel 5	
Die Wiederaufnahme der Arbeit am <i>Faust</i>	201
Schillers Kenntnis des <i>Faust</i> -Plans, 1794–1795	201
Symbolische Bedeutsamkeit	204
Goethe und die philosophische <i>Faust</i> -Deutung.	
Schillers Rolle in der Entstehung	221
Kapitel 6	
Epos und Tragödie II	227
Schillers Anteil an Goethes Aufsatz	230
Die Theorie als Maßstab für die Praxis	236
Zur Bewertung der Gattungsdiskussion	241
Kapitel 7	
Goethes Bilanz vom 6. Januar 1798	247
Kapitel 8	
Goethes Rolle in der Entstehung des <i>Wallenstein</i>	255
Lesen und Hören.	
Goethes Prolog als Medienwechsel	260
»Fratze« und »Vorgefühl«.	
Die Ausdifferenzierung des astrologischen Motivs	281

Schluss

Unglückliches Ereignis – autobiographisch	315
Die Vorgeschichte der Freundschaft	316
Der Beginn der Freundschaft	326
Epilog	332

Anhang

Literaturverzeichnis	339
Abkürzungen	339
Archivalien	346
Quellen	347
Forschungsliteratur	348
Postskriptum	360

Einleitung

Geistesantipoden?

Die gut eintausend Briefe, die zwischen Goethe und Schiller von 1794 bis zu Schillers Tod im Jahr 1805 gewechselt wurden, nehmen unter den Korrespondenzen der damaligen Blütezeit der deutschen Briefkultur einen bedeutenden Rang ein. Goethe gab den Briefwechsel in einer von ihm selbst redigierten Fassung in den Jahren 1828 und 1829 heraus.¹ Er begriff die Redaktion der Briefe als eine Fortsetzung und Erweiterung der »sogenannten Chronik meines Lebens«. ² Aus dem Plan zu dieser Chronik gingen 1830 die *Tag- und Jahres-Hefte* hervor, in denen Goethe schildert, wie das Verhältnis zu Schiller »alle meine Wünsche und Hoffnungen« übertraf, ein »unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit« war.³ Goethe metaphorisiert diesen Vorgang botanisch als einen neuen »Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Saamen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.«⁴

Bei den zeitgenössischen Lesern fand die veröffentlichte Fassung des Briefwechsels, die Goethe hier preist, ein verhaltenes Echo.⁵ Von den 3000 Exemplaren der ersten Auflage waren im März 1830

1 Zu den Zeugnissen über die Vorbereitung des Drucks dieser Ausgabe vgl. QuZ 4, S. 411–550. Eine Charakterisierung der Goetheschen Bearbeitungstendenz findet sich schon bei Hermann Hauff, Vorwort, in: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Zweite, nach den Originalhandschriften vermehrte Ausgabe, Bd. 1, Stuttgart, Augsburg 1856, S. III f. Für kurze Übersichten der Redaktion und des Drucks vgl. Ian C. Loram, *Publication of the Goethe-Schiller Correspondence*, in: *Modern Language Notes* 67, Nr. 5, 1952, S. 300–304; Oellers/Kurscheidt 2, S. 186–190. Zu den Verlagsverhandlungen vgl. Hans-Dieter Steinhilber, *Goethe als Vertragspartner von Verlagen*, Diss. Hamburg 1960, S. 167–196.

2 Goethe an Schultz, 3. Juli 1824, WA IV 38, S. 181.

3 Goethe, *Tag- und Jahres-Hefte*, GFA I 17, S. 38.

4 Ebd.

5 Vgl. die Zusammenstellung bei Beetz, S. 68–130.

kaum 900 verkauft, Cottas Einnahmen betragen nur die Hälfte der Ausgaben.⁶ Heute aber zweifelt niemand mehr an der literaturgeschichtlichen Bedeutung der zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefe. Vom anhaltend großen Interesse zeugen neben einer im Jahr 2009 erschienenen wissenschaftlichen Neuausgabe und einer Tagung, die Anfang Oktober desselben Jahres in Weimar abgehalten wurde, die öffentliche Ausstellung zahlreicher Originale in Weimar (2009/2010) sowie in Frankfurt am Main (2011).⁷

Die vorliegende Arbeit widmet sich einem gut erforschten Gegenstand und steht doch in einer noch jungen Tradition: dem Versuch, Briefe interpretatorisch zu untersuchen. Welche Schätze auf diesem Gebiet auch für die Goethe-Philologie noch zu heben sind, hat Albrecht Schöne mit sieben Aufsätzen, die jeweils einen Brief Goethes behandeln und deren erster 1963 erschien, eindrucksvoll unter Beweis gestellt.⁸ Mit Bezug auf Beiträge dieser Art stellte Reinhard Nickisch 1991 aus Sicht der Briefforschung fest,

daß unsere große Briefliteratur dem Literaturwissenschaftler Chancen in Fülle bietet, auf seinem ureigensten Terrain, dem der historisch-ästhetischen Textinterpretation, ertragreiche Arbeit zu leisten. Die Reihe der erwähnten scharfsinnigen und überaus ergiebigen Brief-Interpretationen sollte nun nicht mehr abreißen.⁹

6 Cotta an Goethe, März 1830, Kuhn 2, S. 254.

7 Oellers/Kurscheidt 1 und 2 (2009); »Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Internationales Kolloquium«, Weimar, 1. bis 3. Oktober 2009; die Referate dieser Tagung sind gedruckt in Fischer/Oellers (2011); »Zweiheit im Einklang. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe«, Ausstellung, Weimar, 18. September 2009 bis 17. Januar 2010; »Zweiheit im Einklang. Erkundung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller«, Ausstellung, Frankfurt am Main, 7. Mai bis 26. Juni 2011.

8 Diese Studien sind jetzt versammelt in Albrecht Schöne, *Der Briefschreiber Goethe*, München 2015. Das Buch wurde mir erst kurz vor der Drucklegung zugänglich. Zu den hier S. 26 ff. angestellten Überlegungen vgl. insbesondere ebd., S. 27–37 und 427–429. Im Abschnitt zu Schiller in den Ausführungen über die Anredepronomina (ebd., S. 495–497) weist Schöne die Thesen Katharina Mommsens zurück (Kein Rettungsmittel als die Liebe, Göttingen 2010), an die auch in der vorliegenden Arbeit nicht angeschlossen wurde.

9 Reinhard M. G. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991 (Sammlung Metzler 260), S. 238 f.

Im Sinne dieser Aufgabenstellung soll die vorliegende Arbeit einen Beitrag zum Verständnis ausgewählter Teile des Briefwechsels leisten. Die Beschränkung, die mit der Auswahl einher geht, ist methodisch vertretbar, weil das Corpus erst infolge der auf Goethe zurückgehenden Zusammenstellung, Ordnung und gemeinsamen Aufbewahrung als ein »in sich geschlossenes Dokument« erscheint.¹⁰ Ursprünglich wiesen nur die einzelnen Briefe eine dokumentarische und textliche Geschlossenheit auf. In die Untersuchung einbezogen werden Briefe und Briefgruppen nicht so sehr im Hinblick auf eine angestrebte Repräsentativität für die Gesamtheit des Briefwechsels, sondern aufgrund ihrer interpretatorischen Ergiebigkeit, ihrer literaturgeschichtlichen Relevanz und einer kontroversen oder problematischen Forschungsfrage.

Schillers Einladung zu den *Horen* vom 13. Juni 1794 und Goethes Zusage durften ebensowenig fehlen wie der ›Geburtstagsbrief‹ vom 23. August mit seinem berühmten geistigen Portrait des Adressaten und der philosophischen Deutung des Verhältnisses (Kap. 1). In diesen frühen Briefen konstituiert sich auf schriftlichem Wege ein freundschaftliches Verhältnis. Die übrigen Briefe und Briefgruppen hängen jeweils mit einem der bedeutenden Werke und Werkprojekte zusammen. Eine Bewertung der frühen gemeinsamen Arbeit an den *Horen* schien wichtig, zumal hier eine kontroverse Forschungsdiskussion weiterzuführen war (Kap. 2). Das literaturgeschichtliche Herzstück des Briefwechsels stellt die im Dezember 1794 beginnende *Wilhelm Meister*-Korrespondenz dar, die in Schillers großen Briefen vom Juli 1796 gipfelte (Kap. 3). Die Korrespondenz des Jahres 1797 ist besonders umfangreich und thematisch vielfältig. Untersucht und bewertet werden hier die Diskussion über das Epische und Goethes Pläne zu neuen Epen im April und Dezember (Kap. 4 und 6) sowie der zeitlich dazwischenliegende Austausch über den *Faust* im Juni (Kap. 5). Während sich Goethes

10 Oellers in GHb³ 3, S. 482; dort ist die Wendung aber schon auf das zum Zeitpunkt von Schillers Tod vorliegende Material bezogen. Zur durch Goethe veranlassten Aufbewahrung bei der Großherzoglichen Regierung vgl. Kuhn 2, S. 193 sowie Silke Henke und Alexander Rosenbaum, *Zweiheit im Einklang. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe*, Weimar 2009, S. 62. Noch die heutige archivische Lagerungsfolge spiegelt die von Goethe hergestellte Ordnung wider (GSA 28/1046–GSA 28/1058).

dichterische Tätigkeit zu verlangsamten begann (vgl. Kap. 7), trat im Jahr 1798 ein Werk Schillers in den Vordergrund: der *Wallenstein*, dessen Entstehung Goethe bis zur Vollendung 1799 mit wachsendem Engagement begleitete (Kap. 8). Die ersten zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefe konnten nur in enger Verbindung mit einer Darstellung der Vorgeschichte und des Beginns der Freundschaft, d.h. der persönlichen Beziehung Goethes und Schillers in der Zeit zwischen Goethes Rückkehr aus Italien und den Jenaer Begegnungen im Juli 1794, untersucht werden. In diese Darstellung wiederum war die autobiographische Miniatur *Glückliches Ereignis* notwendig einzubeziehen, in der Goethe 1817 auf diesen Zeitabschnitt seines Verhältnisses zu Schiller zurückblickt.¹¹ Mit der darin geprägten Metapher der beiden »Geistesantipoden« schrieb Goethe eine Deutung der Freundschaft fest, deren polare Struktur in dem Wort explizit wird, dass Schiller und er »als Pole gelten mögen«.¹² Diese Deutung ist bis heute wirksam geblieben – gar nicht einmal so sehr in dem naturgemäß vereinfachten und stilisierten Bild, das die breitere Öffentlichkeit sich vom klassischen Dichterpaaar gemacht hat, sondern vor allem in der wissenschaftlichen Rezeption des Goethe-Schiller-Verhältnisses und des Briefwechsels.¹³

Zu dem großen Einfluss der Goetheschen Darstellung trug bei, dass schon Schiller in seinem berühmten Brief vom 23. August 1794, dem sogenannten Geburtstagsbrief, sich selbst als einen spekulativen und Goethe in ausdrücklichem Gegensatz dazu als einen intuitiven Geist definiert hatte.¹⁴ Georg Gottfried Gervinus parallelisierte denn auch 1842 im letzten Band seiner *Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen* die Aussagen Goethes und Schillers:

Sie schlossen, nach den Worten des Einen, den großen Bund zwischen Object und Subject, zwischen Natur und Freiheit; es be-

11 Goethe, Zur Morphologie, Kap. Glückliches Ereignis, LA I 9, S. 79–82.

12 Ebd., S. 81.

13 Wie stark die Goethesche Erzählung das Bild der Vorgeschichte der Freundschaft und der Jenaer Begegnungen des Juli 1794 auch in Einzelheiten bestimmt, weisen die betreffenden Abschnitte des Schlusskapitels nach.

14 Schiller an Goethe, 23. August 1794, NA 27, S. 24 f., 26 f.

gegnete sich, nach den Worten des Anderen, der speculative Geist mit dem intuitiven, indem jener lernte sich der Erfahrung zu nähern, und dieser dem Gesetze [...].¹⁵

Indem er scheinbar nur prägnante Ausdrücke Goethes und Schillers aufgriff, führte Gervinus das Narrativ der mythischen Konvergenz Goethes und Schillers in die Literaturgeschichtsschreibung ein.¹⁶ Die polare Struktur der Deutung des Verhältnisses wurde im Verlauf der Forschungsgeschichte gleichsam nur variiert, wenn auch mit vielfältigen weltanschaulichen Brechungen. Allerdings verschoben sich in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts die Gewichte zuungunsten Schillers. Gervinus hatte das energischere Wesen, das er Schiller zuschrieb, noch zum Anlass genommen, diesen in einigen Bereichen Goethe vorzuziehen.¹⁷ In Friedrich Gundolfs Erklärung der freundschaftlichen Verständigung zwischen Goethe und Schiller »nicht aus Gleichartigkeit, sondern aus dem Gegensatz« ist die Balance aber wohl nur äußerlich gewahrt.¹⁸ Gundolf bringt diesen Gegensatz nämlich auf die komplementäre Formel von »Aktivität«, mit welcher Schiller Goethe aus dessen Schaffenskrise befreit, und »Gehalt«, den Goethe Schiller verliehen habe.¹⁹ Im

15 G. G. Gervinus, *Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen*, Tl. 2: Von Göthes Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege, Leipzig 1842 (Historische Schriften, Bd. 6; Geschichte der deutschen Dichtung 5), S. 440. Ähnlich bereits ders., *Über den Göthischen Briefwechsel*, Leipzig 1836, S. 59–61.

16 Zu den Ausdrücken Goethes und Schillers vgl. Goethe, *Glückliches Ereignis*, LA 19, S. 82 (Bund zwischen Objekt und Subjekt); Schiller an Goethe, 23. August 1794, NA 27, S. 26f. (spekulativer und intuitiver Geist, Erfahrung, Gesetz). Jürgen Link, *Die mythische Konvergenz Goethe–Schiller als diskurskonstitutives Prinzip deutscher Literaturgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert*, in: *Der Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe*, hrsg. von Bernard Cerquiglini und Hans Ulrich Gumbrecht, Frankfurt am Main 1983, S. 225–242, hier: S. 225–227. Zur Bedeutung dieses Musters für die nationale Identitätsbildung vgl. Michael Böhler, *Die Freundschaft von Schiller und Goethe als literatursoziologisches Paradigma*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 5, 1980, S. 34–67, hier: S. 34f.

17 Gervinus, *Über den Göthischen Briefwechsel*, S. 64–78.

18 Friedrich Gundolf, *Goethe*, 8., unveränderte Aufl., Berlin 1920, S. 476.

19 Ebd., S. 482.

ersten, von Julius Zeitler herausgegebenen Goethe-Handbuch gilt Schiller gleichwohl noch als ebenbürtig.²⁰

Nicht die Geistesgeschichte versetzte dem Ansehen Schillers im Verhältnis zu Goethe den entscheidenden Schlag, sondern eine von Nietzsche angeregte, aber auch nationalsozialistisch beeinflusste irrationalistische Lebensphilosophie.²¹ Irmgard Hofmann beharrte in ihren 1937 erschienenen *Studien zum Goethe-Schillerschen Briefwechsel* auf der »absoluten Verschiedenheit der Naturen« Goethes und Schillers.²² Glaubt man ihrer Darstellung, so hat der moralisch-rationalistisch zergliedernde Schiller die dem universalen Reichtum des Lebens hingeebene, organisch in sich ruhende Persönlichkeit Goethes geradezu gefährdet.²³ Hans Pyritz schloss sich Hofmanns Argumentation an und bediente sich dabei völkischen und biologistischen Vokabulars.²⁴ In der zwischen 1939 und 1943 entstandenen Schrift über *Goethes gegenklassische Wandlung* porträtiert er diesen als einen Vertreter der »deutschen Art«, dessen biologisches Selbstverständnis von Schillers Vernunftidealismus »überfremdet« zu werden drohte, weil die »andringenden Fremdstoffe einen geschwächten Organismus« vorfanden.²⁵ Aus dieser Perspektive erscheint der Tod Schillers als eine »Befreiung«.²⁶ Mit der denkbar schroffen Entgegensetzung Goethes und Schillers versuchte Pyritz, die hergebrachte Vorstellung der mythischen Konvergenz, die von ihm so genannte »Freundschaftslegende«, zu destruieren.²⁷ Doch gerade in seinem grundlegenden Merkmal, der Entgegensetzung, ist das von Pyritz gezeichnete Bild dem traditio-

20 Hugo Bieber, Schiller, in: Goethe-Handbuch, hrsg. von Julius Zeitler Bd. 3, Stuttgart 1918, S. 263–270, hier: S. 263 f.

21 Zur Abwertung Schillers bei Nietzsche vgl. die Streifzüge 1 und 16 der Götzen-Dämmerung.

22 Hofmann, S. 60; ähnlich ebd., S. 61–65.

23 Ebd., S. 35–43, 27.

24 Hans Pyritz, Humanität und Leidenschaft. Goethes gegenklassische Wandlung 1814/1815, Tl. 1: Voraussetzungen, in: ders., Goethe-Studien, hrsg. von Ilse Pyritz, Köln, Graz 1962, S. 97–191, hier: S. 126; zu den äußeren Anhaltspunkten für Pyritz' Nähe zum Nationalsozialismus vgl. Christa Hempel-Küter, Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz, Berlin 2000, S. 279 f.

25 Pyritz, Humanität und Leidenschaft, S. 125–127.

26 Ebd., S. 132.

27 Hans Pyritz, Der Bund zwischen Goethe und Schiller. Zur Klärung des Problems der sogenannten Weimarer Klassik, in: ders., Goethe-Studien, Köln, Graz 1962, S. 34–51, hier: S. 40.

nellen verwandt. Auf der entgegengesetzten Seite des ideologischen Spektrums integrierte Georg Lukács das polare Modell in die Geschichtsbetrachtung des historischen Materialismus. Er stellt Goethe in die eigene Traditionslinie, indem er dessen Denken eine »halbmaterialistische Dialektik« bescheinigt, während Schiller eine »kleinbürgerlich-idealistische Nuance« nicht ganz los werde.²⁸ Differenzen auf allen Gebieten seien daher nicht nur vorhanden gewesen, sondern hätten sich immer mehr vertieft.²⁹ Ilse Graham, die aus dem Deutschen Reich hatte emigrieren müssen, distanzierte sich in ihrem Beitrag aus dem Jahr 1978 ausdrücklich von Pyritz und schloss demgegenüber an die ältere, geistesgeschichtlich geprägte Deutung an.³⁰ Unverkennbar ist dabei das Bemühen leitend, Polarität, Einheit und Symmetrie wieder zu verbinden:

Unter dem Aspekt einer angespannten, erotisch bewegten Wechselbeziehung zweier Pole – Idee und Erfahrung, Geist und Natur, Subjekt und Objekt, sentimental und naiv oder wie wir die Gegensätze auch benennen möchten – sollte sich das Bündnis dieser zwei *Geistesantipoden* vollziehen [...]³¹

Und doch gibt Graham zu erkennen, dass sie dem »organisch-unbewußten« und »mütterlichen« Schaffen Goethes größere Sympathien entgegenbringt als, wie es an einer Stelle heißt, Schillers »herrscher Vergewaltigung der Natur«.³² Die geistesgeschichtlich beeinflusste Deutung des Verhältnisses als eines zweier Wesensverschiedener hat nicht ausgedient, sie genießt auch in der neueren Forschung hohes Ansehen.³³ Man begegnet ihr auf Schritt und

28 Georg Lukács, Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, in: ders., Werke, Bd. 7: Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten, Neuwied, Berlin 1964, S. 89–124, hier: S. 96.

29 Ebd., S. 95 f. Eine forschungsgeschichtliche Würdigung dieses Aufsatzes bei Oellers in GHb³ 3, S. 483.

30 Ilse Graham, »Zweiheit im Einklang«. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, in: GJb 95, 1978, S. 29–64, hier: S. 37 f.; zum Lebensweg Grahams vgl. den Nachruf von Karl-Heinz Hahn in GJb 106, 1989, S. 355–357, hier: S. 355.

31 Ebd., S. 32.

32 Ebd., S. 36, 61, 31.

33 Oellers in GHb³ 3, S. 483; Manfred Beetz hat das Modell der Polarität in engem Anschluss an Goethesche und Schillersche Denkfiguren wissenschaftlich aktualisiert (Beetz, S. 12–21) und dabei die Metapher der Geschlechtsdifferenz gebraucht (ebd., S. 15; der »eher weiblich empfangende Goethe«).

Tritt, so etwa auch in Michael Böhlers soziologisch orientiertem Beitrag, der ausdrücklich gegen die geistesgeschichtliche Deutungstradition gerichtet ist.³⁴ Über weite Strecken des Beitrags wird dem Modell der Polarität zwar scheinbar nur eine Funktionalität als Teil eines »gruppeninternen Rollenspiels« zugewiesen.³⁵ Dort aber, wo Böhler seine eigene Einschätzung zu erkennen gibt, bescheinigt er dem Modell in Gestalt des *Glücklichen Ereignisses* eine Gültigkeit, die von der sozialen Interaktion im Rahmen der Freundschaftsbeziehung unabhängig ist.³⁶

Ansätze zu einer echten Kritik an der polaren Deutung des Verhältnisses Goethes und Schillers wie auch zu einer Reflexion der Tatsache, dass diese Deutung tendenziell auf Kosten des letzteren geht, sind erst in jüngerer Zeit zu erkennen. Terence James Reed hat sich mit den längst fälligen deutlichen Worten gegen die Deutung von Pyritz gewandt und dabei auch deren irrationalistischen Kern benannt:

Diesen Platz [an Goethes Seite] nebst dem Anspruch darauf, im vollen Wortsinn Goethes Freund gewesen zu sein, hat ihm [Schiller] nur eine in der Romantik wurzelnde und später lebensphilosophisch angehauchte Kritik streitig gemacht, für die alle vom Bewußtsein ausgehenden Impulse von Übel sind. Das Schillerische Bewußtsein habe nämlich Goethes »geheimen Lebenssinn« (H. Pyritz, 1962) – mit solch nichtssagend vagen Formeln ging man zu Werk – bedroht.³⁷

Eine solche Kritik hat sich aber nicht nur auf historisch und ideologisch ferngerückte Forschungspositionen zu beziehen. Mit Blick auf die vorherrschende Bewertung von Goethes früherer Mitarbeit an den *Horen* (s. Kap. 2) hat Manfred Engel beklagt,

daß so viele kenntnisreiche Interpreten der althergebrachten Auffassung vom unaufhebbaren Gegensatz zwischen dem »Idealisten« Schiller und dem »Realisten« Goethe – trotz ihrer wenig

34 Böhler, Die Freundschaft von Schiller und Goethe als literatursoziologisches Paradigma, S. 37.

35 Ebd., S. 64.

36 Vgl. nämlich ebd., S. 37 f.

37 Terence James Reed, Schiller und die Weimarer Klassik, in: Schiller-Handbuch, hrsg. von Helmut Koopmann, Stuttgart 1998, S. 216–232, hier: S. 230.

rühmlichen wissenschaftsgeschichtlichen Rolle und ihrer bedenklichen Ideologiebefrachtung – zu neuer Aktualität verhelfen.³⁸

Noch härter geht mit diesen Interpreten Hartmut Reinhardt ins Gericht, wenn er in demselben Zusammenhang zu der These Stellung nimmt, Goethe kritisiere mit den *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* Schillers Konzept der ästhetischen Erziehung:

Erstaunt und befremdet wird man gewahr, in welche Haarspaltereien und abwegigen Konstruktionen sich der wissenschaftliche Scharfsinn verrennen kann, wenn er seine Vorurteilsbefangenheit nicht durchschaut. Haben wir einen Fortsatz der ideologiekritischen Klassik-Schelte vergangener Jahre vor uns, nunmehr nur noch auf Schiller fokussiert? Gaier und auch Witte gebärden sich jedenfalls so, als paßte ihnen Schillers Ästhetik überhaupt nicht und als wäre ihnen die Gelegenheit willkommen, ihre Invektiven unter dem Schutz von Goethes Autorität auszustreuen. Das Verfahren läuft auf Willkür und Entstellung hinaus, auf eine Überzeichnung der Differenzen, die zwischen den Autoren, die nach Schillers Wort auf »sehr verschiedenen Bahnen« wandeln, und ihren Texten tatsächlich bestehen. Fatal aber, daß solche Suggestionen sich in der Rezeption häufig in Tatsachen verwandeln.³⁹

Eine Überzeichnung von Differenzen, wie sie Reinhardt in der Forschungsdiskussion über Goethes frühe Mitarbeit an den *Horen* bemerkt, läßt sich auch in einem anderen Zusammenhang feststellen, der für die Gesamteinschätzung des Verhältnisses von noch größerer Bedeutung ist: dem Briefwechsel über die *Lehrjahre*. Die Akzeptanz, die Goethe Schillers Kritik entgegenbrachte, wurde eher widerwillig anerkannt, die Markierung von Grenzlinien dagegen, Reed übertreibt hier nur wenig, »unendlich aufgebauscht«.⁴⁰ Und so ist das literaturgeschichtliche Herzstück des Briefwechsels

38 Manfred Engel, *Der Roman der Goethezeit*, Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendente Geschichten, Stuttgart, Weimar 1993, S. 230.

39 Reinhardt, S. 315 f. Von den Problemen und Positionen, die Reinhardt hier im Auge hat, handelt Kap. 2.

40 Terence James Reed, »Lieben Sie mich, es ist nicht einseitig«. Die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe, in: *GJb* 122, 2005, S. 176–186, hier: S. 183.

zwar gemessen an der Anzahl der einschlägigen Beiträge am besten erforscht. Gerade hier aber unterliegt die wissenschaftliche Rezeption zugleich besonders hartnäckigen Verengungen und Einseitigkeiten.

Dass diese Kritik die Klassikforschung keineswegs als ganze trifft, verschlägt nichts gegen die von Reed, Engel und Reinhardt angemahnte Notwendigkeit von Korrekturen am Forschungsurteil. Weil aber im Forschungsurteil die polare Deutung des Goethe-Schiller-Verhältnisses wirksam und die von Reinhardt beobachtete Überzeichnung von Differenzen systematisch ist, werden einzelne Korrekturen umso eher durchdringen, als es zugleich gelingt, die Problematik der polaren Deutung und die Notwendigkeit einer literaturgeschichtlichen Neubewertung des Goethe-Schiller-Verhältnisses insgesamt aufzuzeigen. Der Grundtext der polaren Deutung ist das *Glückliche Ereignis*. Das heißt nicht, dass auch spätere ideologische Zuspitzungen und Fehlurteile auf die Rechnung Goethes gehen, wohl aber, dass eine Auseinandersetzung mit der autobiographischen Erzählung unverzichtbar ist, dass diese nicht als Interpretament, sondern als Interpretandum behandelt werden muss.⁴¹ Im ersten Kapitel wird zunächst aufgrund der Quellen die Vorgeschichte und der Beginn der Freundschaft auf eine Weise rekonstruiert, die von der autobiographischen Erzählung und der ihr verpflichteten Literaturgeschichtsschreibung entschieden abweicht. Am Schluss wird das *Glückliche Ereignis* in quellenkritischer Absicht analysiert. Die Untersuchung des Briefwechsels selbst ist von der These geleitet, dass zwischen Goethe und Schiller nicht ein zunächst autobiographisch inszenierter, später forschungs- und ideologiegeschichtlich variiertes Wesensgegensatz, sondern ein dichterischer Rangunterschied bestand. Mehr noch als der äußere Abstand des Alters und der sozialen Position war es dieser, der die Beziehung über die zehn Jahre der Freundschaft hinweg asymmetrisch bleiben ließ. Schiller artikulierte den Rangunterschied seinem Freund Körner gegenüber schonungslos und verharmloste ihn auch nicht als einen bloß scheinbaren Effekt des größeren

41 Gegenteilig Karl-Heinz Hahn, Lesarten zum Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der Korrespondenz, in: Unser Commercium, S. 405–432, hier: S. 412; Staiger in Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, hrsg. von E. S., Bd. 1, Frankfurt am Main 1977, S. 11.

Ruhms des Älteren: »Göthe hat weit mehr Genie als ich«; »gegen Göthen bin ich und bleib ich eben ein poetischer Lump.«⁴² Die Relevanz dieses Rangunterschieds für die Interpretation der Briefe hängt nicht so sehr davon ab, ob und inwieweit er tatsächlich bestand; sie ergibt sich vielmehr aus der Tatsache, dass Schiller die Freundschaft asymmetrisch definierte: im berühmten Geburtstagsbrief wie auch in dem schönen Wort vom 2. Juli 1796, »daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe«. Goethe ließ das hingehen, übernahm auch manchmal die Schillerschen Rollenzuweisungen ausdrücklich, gestaltete die Kommunikation aber von Beginn an im wesentlichen symmetrisch. Noch das *Glückliche Ereignis* kann als ein Versuch gesehen werden, die Asymmetrie mittels der polaren Opposition zweier Geistesantipoden aufzuheben.

Den von Schiller wahrgenommenen Rangunterschied gab es auch aus Goethes Sicht. Vor allem in der Anfangsphase des Briefwechsels wird jedoch greifbar, dass sich die dem Verhältnis innewohnende Asymmetrie einerseits und programmatische Einigkeit andererseits gerade nicht ausschlossen. Die von Goethe und Schiller geteilte Programmatik der ästhetischen Autonomie wurde nicht nur in den *Horen* öffentlich vertreten; sie leistete auch Gewähr dafür, dass etwa die Kritik, die Schiller am *Wilhelm Meister* übte, von einem Standpunkt aus vorgetragen wurde, der sie für Goethe annehmbar machte.⁴³ In der vorliegenden Arbeit wird der schriftliche Austausch daher als eine Auseinandersetzung auf der Grundlage und zugleich an den Grenzen der Einigkeit, als eine Auseinandersetzung zweier ungleicher Gleichgesinnter interpretiert. Dabei steht meist nicht die These selbst im Vordergrund, die in ihrer Allgemeinheit nicht ohne Vorläufer ist.⁴⁴ Das Hauptanliegen der Arbeit besteht vielmehr darin, aus der kritischen Auseinandersetzung mit der

42 Schiller an Körner, 25. Februar 1789, NA 25, S. 212; Schiller an Körner, 27. Juni 1796, NA 28, S. 231.

43 Reed, Die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe, S. 180–184.

44 Ebd., S. 184. Ausdrücklich gegen die Kritik an der sogenannten Freundschaftslegende wendet sich unter Betonung der verbindenden Rolle der ästhetischen Programmatik Reed, Die Korrespondenz zwischen Schiller und Goethe, S. 177f., 183; vgl. auch bereits ders., *Ecclesia Militans: Klassik als Opposition*, in: *Unser Commercium*, S. 37–53, hier: S. 41–48 sowie allgemein die in dieser Arbeit herangezogenen Forschungsbeiträge von Hans-Jürgen Schings und Hartmut Reinhardt.

polaren Deutung einen größtmöglichen Nutzen für die Interpretation der Briefe zu ziehen.

Wesentlich für die Methode ist die wechselseitige Erhellung von Text und Kontext. Was das heißt, soll hier anhand zweier Beispiele vorgreifend beschrieben werden. Schillers Geburtstagsbrief ist eine Fortsetzung der mündlichen Gespräche, die Schiller und Goethe bei den Jenaer Begegnungen geführt hatten. Das Verständnis des Briefs setzt also eigentlich die Kenntnis des Inhalts dieser Gespräche voraus. Andererseits ist der Brief selbst die Hauptquelle für die Gespräche, so dass deren Inhalt zunächst aus dem Brief erschlossen, dann aber wiederum für die Interpretation des Briefs in Anspruch genommen werden muss. – Schiller nimmt in seinen großen Briefen vom Juli 1796 auf den nicht erhaltenen Entwurf des achten Buchs der *Lehrjahre* Bezug. Die Druckfassung kann für diesen Entwurf nur insoweit eintreten, als er ihr textlich entspricht. Es wäre daher verfehlt, Schillers Briefe einzig vor dem Hintergrund dieser Druckfassung zu interpretieren. Vielmehr muss zunächst von den Bemerkungen über den Entwurf, der Schiller vorlag, auf die Textgestalt dieses Entwurfs und deren Abweichungen von der Endfassung zurückgeschlossen werden. Erst diese Rekonstruktion bildet die Grundlage für den Nachvollzug etwa von Schillers Überlegungen zu den Begriffen *Lehrjahre* und *Meisterschaft* (8. Juli 1796) sowie den daraus resultierenden Änderungsvorschlägen. Damit wiederum ist der notwendige Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage gewonnen, inwieweit die Textgestalt der Druckfassung Schillers Vorschlägen Rechnung trägt.

Diese in der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand entwickelte Vorgehensweise war in vielfacher Hinsicht ertragreich. In Verbindung mit der Interpretation des Geburtstagsbriefs gelang es nämlich zugleich, das Wissen über die Themen, die bei den Jenaer Begegnungen zur Sprache kamen, zu erweitern. Durch Schillers Brief über *Lehrjahre* und *Meisterschaft*, so wird nachgewiesen, ist ein bedeutendes *Wilhelm Meister*-Paralipomenon indirekt überliefert. Zudem legt dieses Ergebnis, zusammen mit einigen anderen, eine Korrektur der bislang dominierenden Gesamteinschätzung des Briefwechsels über die *Lehrjahre* nahe. Im Umfeld dieser Untersuchungen wurden weitere Erkenntnisse gewonnen: Das Manuskript zum siebten Buch der *Lehrjahre* weist bislang unbekannte handschriftliche Spuren von Schillers Mitarbeit am Roman auf. Die Untersuchung der Anfangsphase der gemeinsamen Arbeit an den

Horen gibt eine neue Antwort auf die Frage, an wen sich Goethe in seinen beiden Episteln wandte – bislang wurde Schiller für den Adressaten gehalten. Bei der Rekonstruktion des ursprünglichen Plans zur astrologischen Szene des *Wallenstein* konnte eine mutmaßliche Quelle von Schillers Kenntnis der Horoskopie ermittelt werden.

In einigen Kapiteln treten Gegenstände, die zunächst außerhalb der Briefe liegen, gegenüber diesen in den Vordergrund, so etwa im dritten Kapitel die Episteln und die *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten*. Ausgangs- und Endpunkt der Argumentation bilden allerdings auch hier die Briefe, nämlich Goethes Reaktion auf die *Ästhetische Erziehung*. Auch in Kap. 8 verlagert sich der Schwerpunkt der Untersuchung auf einen entstehungsgeschichtlichen Zusammenhang: Goethes Bearbeitung des *Wallenstein*-Prologs, über die er in seinem Brief vom 6. Oktober 1798 berichtet. Einen verlässlichen Anhaltspunkt für die interpretatorische Bewertung dieses Berichts bietet aber erst die spät entdeckte Bearbeitung. Anhand ihrer kann ermittelt werden, ob Goethe weitere gewichtige Änderungen vorgenommen, dem Adressaten seines Briefs aber verschwiegen hat. Allgemein formuliert: Die Verlagerung des Schwerpunkts auf außerhalb der Briefe liegende Gegenstände ergab sich als eine Konsequenz aus dem genannten Verfahren immer dann, wenn das Verständnis brieflicher Äußerungen hauptsächlich von außerbrieflichen Kontexten abhängig, diese aber strittig oder aus anderen Gründen problematisch waren und deswegen ausführlicher behandelt werden mussten als die briefliche Äußerung selbst.

Am Anfang der eigentlichen Erforschung des Briefwechsels stand seine editorische Erschließung auf der Grundlage der erhaltenen Originale, die im Jahr 1850, nach der von Goethe verfügten Öffnung des Kastens, der sie enthielt, zugänglich wurden.⁴⁵ Hermann Hauff legte sechs Jahre später eine neue, zweibändige Ausgabe vor. Mit Rücksicht auf Goethes Enkel war darin noch manches ausgelassen.⁴⁶ Einen editorischen Durchbruch stellte die im Jahr 1881

45 Henke und Rosenbaum, *Zweiheit im Einklang*, S. 63.

46 Ebd., S. 64; vgl. v. a. den Kommentar zu Goethe an Schiller, 13. Juli 1796 in Vollmer 1, S. 360 sowie das Verzeichnis von Salomon Hirzels Goethesammlung der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, hrsg. von Reinhard Fink, Leipzig 1932 (Kataloge von Sondersammlungen der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, Bd. 1), S. 238.

von Wilhelm Vollmer besorgte vierte Ausgabe dar. Sie ist immer noch unersetzt, weil in ihr die handschriftlichen Spuren von Goethes Redaktionsarbeit dokumentiert, die handschriftliche Druckvorlage für die Bände 3–6 der Erstausgabe (Briefe der Jahre 1797ff.) ausgewertet und die Abweichungen der Goetheschen Drucke von den Handschriften verzeichnet sind.⁴⁷ Mit dem Erscheinen der großen Gesamtausgaben, d.h. der Bände 10–17 der vierten Abteilung der Weimarer Ausgabe (1892–1895) sowie der Ausgabe der Briefe Schillers von Fritz Jonas (1892–1896) war der Spielraum für Neuerungen im Bereich der Brieftexte weitgehend erschöpft.⁴⁸ Die zahlreichen seither erschienenen Einzelausgaben sind daher durchweg brauchbar, auch wenn die Schreibungen darin normalisiert wurden. Eine zeichengetreue Wiedergabe der Texte nach dem Zustand der Originale zum Zeitpunkt der Ausfertigung bietet die Schiller-Nationalausgabe. Die von Norbert Oellers im Jahr 2009 vorgelegte Einzelausgabe dokumentiert erstmals vollständig alle Korrekturen und Revisionen, die im Zuge der Niederschrift oder der Ausfertigung vorgenommen wurden. Eine den heutigen editionswissenschaftlichen Ansprüchen genügende Aufarbeitung der Gesamtüberlieferung von den Konzepten bis zu Goethes Redaktionsarbeit und ihren Ergebnissen – m.a.W.: eine Erneuerung der Ausgabe von Wilhelm Vollmer – steht noch aus.⁴⁹

Die Anfänge der kommentatorischen Aufarbeitung des Briefwechsels liegen ebenfalls schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie beginnt mit Heinrich Düntzers *Übersichten und Erläuterungen*

47 Die Spuren von Goethes Redaktionsarbeit wurden erst in den neueren Briefbänden der NA berücksichtigt. Die Druckvorlage wird im Cotta-Archiv im DLA Marbach aufbewahrt (Signatur Ms. Goethe, Schiller II). Vollmers »Zusammenstellung der Abweichungen« wird ausgesprochen kritisch bewertet bei Oellers/Kurscheidt 2, S. 192.

48 Gräf/Leitzmann 3, S. VII.

49 Zu denken wäre in diesem Zusammenhang auch an eine selbständige Neuedition der Ausgabe von 1828/29 im Rahmen einer historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Redaktionsarbeiten. – Die handschriftliche Überlieferung der Briefe Schillers wird am ausführlichsten in der NA beschrieben, dies gilt aber nicht für die Gegenbriefe. Zu diesen ist bis zum Erscheinen der entsprechenden Bände der GB die von Oellers vorgelegte Ausgabe zu vergleichen (Oellers/Kurscheidt 2, S. 10–181). Eine vollständige Ermittlung der Konzepte und Ausfertigungen von Goethes Briefen leistet das Repertorium sämtlicher Briefe Goethes (<http://ora-web.swkk.de/swk-db/goerep/index.html>).

von 1859.⁵⁰ Einzubeziehen sind in diesem Zusammenhang auch die Anmerkungen Hans Gerhard Gräfs in *Goethe über seine Dichtungen*, wo viele Briefe Goethes und Schillers aufgenommen sind. Ausgezeichnete Kommentare liegen mit der Nationalausgabe vor, deren Briefbände für diese Arbeit insgesamt von hohem Wert waren. Der von Manfred Beetz vorgelegte Kommentar zur Münchner Ausgabe des Briefwechsels (1990) brachte an einigen Stellen Verbesserungen. Die Kommentartradition blieb aber im Hinblick auf ihre eigene Geschichtlichkeit bislang intransparent.⁵¹ Schon die Goethe-Philologie des 19. Jahrhunderts kennt die Praxis der stillschweigenden Übernahmen.⁵² Ihretwegen können die Abhängigkeiten zwischen den Kommentaren meist nur durch einen Vergleich an problematischen Punkten, wie er in dieser Arbeit gelegentlich angestellt wurde, ermittelt werden. Wie eingangs bemerkt, fehlt es an eingehenden Interpretationen von einzelnen Briefen der Korrespondenz. Die genannten Aufsätze Albrecht Schönes haben den weiten Horizont der Betrachtungen, die schon über einen einzigen Brief angestellt werden können, vor Augen geführt. Demgegenüber wurde bislang selbst auf die wichtigsten der zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefe nur selten mehr als cursorisch Bezug genommen. Dies gilt auch für die zentralen Teile der Wilhelm Meister-Korrespondenz. Aus der großen Masse der unmittelbar einschlägigen Forschungsliteratur ragen Peter Szondis Bemerkungen zum Geburtstagsbrief, die in der großen Studie über das Naive und das Sentimentalische enthalten sind, sowie seine Untersuchung über das Epische und Dramatische hervor.⁵³ In zweifacher Hinsicht

50 Kritisch dazu Gräf/Leitzmann 3, S. VII. Positiv gewürdigt wird Düntzers Leistung bei Oellers in GHb³ 3, S. 483.

51 Dazu, in analogem Zusammenhang, Pravida in FBA 11.2, S. 168 f.

52 Karl Goedeke notiert über Gustav von Loeper, der in seiner kommentierten Ausgabe des Goetheschen *Faust* den von Moriz Carriere besorgten Kommentar benutzt hatte: »Diesem Vorgänger [Carriere] verdankt er [Loeper] aber auch sachliche Anmerkungen, ohne viel davon zu reden, wie die wörtliche Übereinstimmung beider [...] offenbar beweist.« (Karl Goedeke, Rez. von Faust. Eine Tragödie von Goethe. Mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen von Gustav von Loeper, 2 Tle., Berlin 1870, in: Göttingische gelehrte Anzeigen, St. 10, 6. März 1872, S. 361–377, hier: S. 371).

53 Peter Szondi, Das Naive ist das Sentimentalische. Zur Begriffsdiagnostik in Schillers Abhandlung, in: ders., Schriften II, hrsg. von Jean Bollack mit Henriette Beese u. a., Frankfurt am Main 1978, S. 59–105, hier:

von höchstem Wert ist Kurt Wölfels Auslegung von Schillers Satz, »daß es, dem Vortreflichen gegenüber keine Freyheit giebt als die Liebe.«⁵⁴ Er zeichnet sich nämlich nicht nur durch den eigenen Beitrag zum Verständnis des genannten Satzes aus, sondern auch durch ein transparentes Verhältnis zur Deutungstradition.⁵⁵

Anregend wirkten schließlich theoretische und methodische Überlegungen, mit denen verschiedenen Aspekten der Brieflichkeit, d.h. typischen Merkmalen der brieflichen Kommunikation, Rechnung getragen werden soll. Während es unstrittig sein dürfte, dass es sich bei den einzelnen Teilen des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller um Briefe handelt, ist eine terminologische Festlegung des Ausdrucks keineswegs trivial.⁵⁶ Unklarheit herrscht etwa hinsichtlich der Frage, ob der Ausdruck Brief eine Text- oder eine Dokumentgattung bezeichnet.⁵⁷ Mit dem Ausdruck Brief kann demnach sowohl eine Einheit sprachlicher Art als auch ein materielles Objekt bezeichnet werden. Dieses terminologische Problem wurzelt im allgemeinen Sprachgebrauch, der dem Brief einen Doppelcharakter zuweist: Schillers Briefe an Friedrich Christian von Augustenburg wurden ein Raub der Flammen, sind für uns aber gleichwohl nicht verloren, weil der Text der meisten dieser Briefe durch eine Abschrift überliefert wird.⁵⁸ Gemäß dem allgemeinen Sprachgebrauch ist es nun gestattet, mit Bezug auf die behändigten Ausfertigungen (die Originale) von nicht erhaltenen, mit Bezug auf die abschriftlich

S. 71–74; 77, 83, 89 f., 92–94, 104 f.; ders., Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik, in: ders., Poetik und Geschichtsphilosophie II, hrsg. von Wolfgang Fietkau, Frankfurt am Main 1974, S. 7–183, hier: S. 46–79.

54 Schiller an Goethe, 2. Juli 1796, NA 28, S. 235; Kurt Wölfel, Ein »Rettungsmittel«? Zu einem Satz in Schillers Brief vom 2. Juli 1796, in: Fischer/Oellers, S. 163–178.

55 Vgl. insbesondere ebd., S. 165 f., 172–174.

56 Irmtraut Schmid, Was ist ein Brief? Zur Begriffsbestimmung des Terminus »Brief« als Bezeichnung einer quellenkundlichen Gattung, in: Editio 2, 1988, S. 1–7, hier: S. 2 f. An Interesse verloren haben demgegenüber die älteren Versuche einer Wesensbestimmung (vgl. Nickisch, Brief, S. 1–19).

57 Im Sinne einer Textgattung wird der Ausdruck gebraucht bei Nickisch, ebd., S. 7, 19; Golz in RLW 1, S. 251. Als Bezeichnung für eine Dokumentgattung versteht ihn dagegen Schmid, Was ist ein Brief?, S. 2.

58 NA 26, S. 672 f.

überlieferten Texte aber von überlieferten Briefen zu sprechen.⁵⁹ Eine terminologische Restriktion des Begriffs als einer Bezeichnung bloß für Dokumente wäre also nicht durchzuhalten. Sie würde dem Charakter der sprachlichen Mitteilung, die den Brief ausmacht, nicht gerecht.⁶⁰ Dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend, werden in dieser Arbeit mit dem Ausdruck Brief sowohl Dokumente als auch Texte belegt.

Die von Irmtraut Schmid entwickelte Definition ist aber dennoch hilfreich, weil sie die Abgrenzung des Briefs von amtlichen Schreiben einerseits und Werkmanuskripten andererseits erleichtert.⁶¹ Der Brief ist demnach ein Schriftstück, das »zwischen Personen gewechselt wird, die in einem persönlichen, nicht von amtlichen oder institutionellen Befugnissen bestimmten Verhältnis zueinander stehen.«⁶² Im strengen Sinn brieflich verkehren Personen also nur als Privatpersonen.⁶³ Dies ist im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller der Fall. Von Werkmanuskripten ist der Brief dadurch unterschieden, dass er »als Mitteilung für einen einzelnen (bzw. eine begrenzte Zahl von Empfängern [...]) gedacht« und nicht, wie jene, »an die Öffentlichkeit gerichtet« ist, »d.h. an einen unbestimmten (auch im wesentlichen unbekanntem) und prinzipiell

59 Explizit gemacht wird dieser changierende Gebrauch bei Elke Richter, »Schreibe nur, wie du reden würdest ...«. Probleme der Textkonstitution und Textdarbietung bei Briefausgaben, erläutert an Beispielen aus der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen, in: Jb. des FDH 2008, S. 93–108, hier: S. 97.

60 Dieser Charakter wird definitorisch akzentuiert bei Nickisch, Brief, S. 9 (schriftliche Rede); Golz in RLW 1, S. 251 (schriftliche Mitteilung).

61 Schmid, Was ist ein Brief?, S. 3–6.

62 Ebd., S. 5. Schmid's Überlegungen stehen erkennbar in der Tradition der Archivalienkunde (vgl. nämlich Heinrich Otto Meisner, Archivalienkunde vom 16. Jahrhundert bis 1918, Leipzig 1969, S. 78); spezifische Überlieferungsverhältnisse, wie sie im Fall Goethes durch die gemischte Ablage von privaten und amtlichen Schreiben gegeben sind, können dennoch eine archivarische Gleichbehandlung der beiden Gattungen bedingen (Bestandserschließung im Literaturarchiv. Arbeitsgrundsätze des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar, hrsg. von Gerhard Schmid, München u. a. 1996 [Literatur und Archiv 7], S. 49 f.).

63 Demzufolge ist z. B. Goethes an das Geheime Consilium gerichtete Gehorsamste Promemoria, in welchem er die Berufung Schillers an die Universität Jena befürwortet, kein Brief (GFA I 27.2, S. 11 f.). Die Abgrenzung kann in Einzelfällen strittig sein (vgl. GB 1.2, S. XI).

unbegrenzten Empfängerkreis.«⁶⁴ Auch dies trifft für die zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefe zu. Demgegenüber stellt Schillers »Reihe von Briefen« über die ästhetische Erziehung eine ›uneigentliche‹ Verwendung der brieflichen Form dar.⁶⁵

Eine Methode der Interpretation von Briefen gibt es bislang nicht.⁶⁶ Albrecht Schönes Untersuchung von 1967 enthält allerdings Anregungen zu einer philologisch interessierten Heuristik im Umgang mit dem Medium Brief:

Wie der dichterische Text [...] einen bestimmten Leser entwirft [...] so setzt auch der Brief einen Empfänger, beschreibt auch er einen Leser, der vom tatsächlichen Empfänger und Leser [...] unterschieden ist. Der Briefschreiber macht sich ein Bild von

64 Schmid, Was ist ein Brief?, S. 6.

65 Nickisch, Brief, S. 19. Ein Abgrenzungsproblem ergibt sich im Fall eines Goetheschen Entwurfs, der zwischen dem 8. und dem 19. Oktober 1794 diktiert wurde. Albert Leitzmann und Günter Schulz behandelten dieses Dokument als einen Entwurf zu einem Brief an Schiller (WA IV 18, S. 64–68; NA 35, S. 69–71. Entsprechend MA 8.1, S. 28f.). Norbert Oellers teilt den Text des Entwurfs dagegen lediglich im Rahmen der Anmerkungen zu Goethes Brief vom 19. Oktober, der sich auf diesen Entwurf bezieht, mit (Oellers/Kurscheidt 2, S. 14–16). Der Entwurf steht im Zusammenhang einer geplanten »Correspondenz über die schöne Kunst«, deren Ergebnisse dazu bestimmt waren, in den *Horen* veröffentlicht zu werden (Schiller an Cotta, 2. Oktober 1794, NA 27, S. 60; Schiller an Körner, 9. Oktober 1794, NA 27, S. 65). Das Verhältnis zwischen dieser Korrespondenz und dem eigentlichen Briefwechsel erhellt aus Schillers Brief vom 8. Oktober: »Entschuldigen Sie das lange Ausbleiben dieses Briefes, der unsre Correspondenz eröffnen soll.« (Schiller an Goethe, 8. Oktober 1794, NA 27, S. 64) Da der (private) Briefwechsel schon im Juni 1794 eröffnet worden war, beziehen sich diese Worte nicht auf den Brief, sondern auf die verschollene Beilage, deren Text lediglich in der sprachlichen Form eines Briefs gehalten war. Für den unvollendet gebliebenen Entwurf Goethes gilt entsprechend, dass er ebenso zu einer essayistischen Beilage bestimmt, perspektivisch also bereits »an die Öffentlichkeit« der *Horen*-Leser gerichtet war (Schmid, Was ist ein Brief?, S. 6). Der Entwurf ist also kein Brief Goethes an Schiller, sondern ein fingierter Brief. Dass sich darin eine fingierte Äußerungsinstanz an einen fingierten Adressaten wendet, geht aus den letzten drei Absätzen des Entwurfs hervor (Oellers/Kurscheidt 2, S. 16).

66 Vgl. Jochen Strobel, Brief, in: Handbuch Literaturwissenschaft. Gegenstände – Konzepte – Institutionen, hrsg. von Thomas Anz, Bd. 2: Methoden und Theorien, Stuttgart 2007, S. 166–174.

seinem Leser; indem dies Bild aber eingeht in den Brieftext, vermittelt er es gleichsam als Rollenangebot auch dem wirklichen Briefempfänger.⁶⁷

Entsprechendes gilt umgekehrt:

Vor allem durch die Rücksicht auf den Briefempfänger wird das Bild bestimmt, das der Schreibende von sich selbst dem Leser macht, die Rolle, die er damit sich zuschreibt und in der er als Schreiber eingeht in den Text seines Briefes.⁶⁸

Aus dieser Frage nach brieflichem Rollenverhalten und der ebenfalls im Brief enthaltenen Rollenzuweisung ergeben sich Berührungspunkte mit den Interessen der pragmatischen Linguistik.⁶⁹ Georg Kurscheidt hat im Rahmen seiner Überlegungen zur Kommentierung von Briefen Goethes zudem auf das kommunikationstheoretische Modell Friedemann Schulz von Thuns zurückgegriffen.⁷⁰ In dem Vier-Seiten-Modell, das Schulz von Thun Ende der siebziger Jahre entwickelte, wird der Selbstoffenbarung des Absenders einer Botschaft, der in dieser Botschaft enthaltenen Aussage über die Beziehung, in welcher Absender und Empfänger zueinander stehen, sowie den mitunter impliziten Appellen der Vorrang gegenüber dem sachlichen Inhalt eingeräumt.⁷¹ Das Modell Schulz von Thuns stellt wiederum eine Ausdifferenzierung des zweiten der fünf metakommunikativen Axiome dar, die Paul Watzlawick 1967

67 Albrecht Schöne, Über Goethes Brief an Behrisch vom 10. November 1767, in: Fs. Richard Alewyn, hrsg. von Herbert Singer und Benno von Wiese, Köln, Graz 1967, S. 193–229, hier: S. 213; ähnlich Nickisch, Brief, S. 10f.

68 Schöne, Über Goethes Brief an Behrisch, S. 214; ähnlich Nickisch, Brief, S. 10f.

69 Vgl. z. B. Volker Langeheine, Textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes, in: Schriftsprachlichkeit, hrsg. von Siegfried Grosse, Düsseldorf 1983 (Sprache der Gegenwart 59), S. 190–211, hier: S. 199.

70 Georg Kurscheidt, Überlegungen zur Kommentierung von Briefen mit Beispielen aus Goethes Briefen, in: Goethe-Philologie im Jubiläumsjahr – Bilanz und Perspektiven. Kolloquium der Stiftung Weimarer Klassik und der Arbeitsgemeinschaft für Germanistische Edition, 26. bis 27. August 1999, hrsg. von Jochen Golz, Tübingen 2001, S. 147–165, hier: S. 153.

71 Ebd.

aufgestellt hatte.⁷² Gemäß diesem Axiom dominiert der Beziehungsaspekt einer Botschaft tendenziell den Inhaltsaspekt.⁷³

Bei der Einbeziehung von Modellen dieser Art darf allerdings deren therapeutischer Hintergrund nicht übersehen werden. Sowohl Watzlawick als auch Schulz von Thun befassen sich vor allem mit kommunikativen Störungen, die durch professionell unterstützte Metakommunikation behoben werden sollen. Gestörte Kommunikation mag sich dadurch auszeichnen, dass in ihr der Beziehungsaspekt (Watzlawick u. a.) oder der Aspekt der Selbstoffenbarung, der Beziehung und des Appells (Schulz von Thun) den sachlichen Inhalt der Kommunikation verdrängt oder bloß instrumentell werden lässt.⁷⁴ Die Annahme aber, dass auch in einer gelungenen Kommunikation der sachliche Inhalt stets von Aussagen über die Beziehung dominiert sei, wäre wenig plausibel.⁷⁵ Im Fall des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller lässt sich nämlich beobachten, wie eine von Störungen weitgehend frei bleibende Kommunikation über sachliche Inhalte das Fundament einer stabilen Beziehung bildet.⁷⁶ Ohnehin sind allgemeine Einsichten in die Charakteristik der brieflichen Kommunikation nicht auf jeden Brief gleichermaßen anwendbar. So ist etwa die Rolle des für die

72 Paul Watzlawick u. a., *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*, 7., unveränderte Aufl., Bern u. a. 1985, S. 53–56.

73 Ebd., S. 56.

74 Vgl. das Beispiel bei Kurscheidt, Überlegungen zur Kommentierung von Briefen, S. 153.

75 Eine noch grundsätzlichere Kritik des genannten Axioms findet sich bei Bettina Girgensohn-Marchand, *Der Mythos Watzlawick und die Folgen. Eine Streitschrift gegen systemisches und konstruktivistisches Denken in pädagogischen Zusammenhängen*, Weinheim 1992, S. 55–63.

76 So kann wohl grosso modo mit Wolfgang G. Müller gesagt werden, dass es im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller »in der Hauptsache auf den sachlichen Gehalt der Briefe ankommt« (Wolfgang G. Müller, *Der Brief*, in: *Prosa-Kunst ohne Erzählen. Die Gattungen der nicht-fiktionalen Kunstprosa*, hrsg. von Klaus Weissenberger, Tübingen 1985 [Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 34], S. 67–87, hier: S. 79). Doch auch in Schillers regelrechten brieflichen »Abhandlungen« sind, wie Müller betont, »die persönliche Beteiligung des Schreibers und die Zuwendung zum Adressaten unverkennbar« (ebd., S. 79). Heyl ist dagegen der Auffassung, dass in Schillers Briefen über *Wilhelm Meister* die »Dynamik der Briefform kaum noch zu spüren« sei (Bettina Heyl, *Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Lebenskunst und literarisches Projekt*, Tübingen 1996, S. 23).

briefliche Kommunikation typischen Phasenverzugs abhängig von der Zeitdauer, die der Transport des Briefs in Anspruch nahm.⁷⁷ Die Briefe Goethes und Schillers erreichten den jeweiligen Adressaten aber meist noch am selben Tag; am 6. Oktober 1798 gingen sogar drei Briefe zwischen Jena und Weimar hin und her.

Die im definitiven Zusammenhang erwähnte Position, dass ein Brief in erster Linie ein Dokument ist, hat in zweifacher Hinsicht eine Zuspitzung erfahren. Zum einen wurde gefragt, inwieweit die materielle, nichtsprachliche Seite des Briefs in das Ganze der Mitteilung eingeht, Bedeutung trägt und damit editorische Berücksichtigung verdient.⁷⁸ Die strikte Orientierung am materiellen Zustand des Briefs zum Zeitpunkt der Ausfertigung mündete in einen betontermaßen diplomatischen Anspruch bei der Textwiedergabe.⁷⁹ Waltraud Wiethölter ruft zur kritischen Reflexion einer die Dokumente geradezu »versiegelnden« Editorik auf und betont die Notwendigkeit einer »grundlegenden Einstellungsänderung, einer die Wahrnehmung schärfenden Sinnesschule«.⁸⁰ Nach ihrer Auffassung »sind insbesondere die brieflichen Mitteilungen keine Nachrichten oder Informationen, die in Gestalt eines Textes vom Zeichenträger oder den Mitteln und Merkmalen der Beschriftung zu abstrahieren wären.«⁸¹ Eine an der materiellen Seite des Mediums orientierte Methode im Umgang mit Briefen ist freilich, da das ihr zugrundeliegende Materialitätskonzept unbestimmt bleibt, auf außerordentliche handschriftliche Befunde angewiesen.

Insgesamt handelt es sich bei den zwischen Goethe und Schiller gewechselten Briefen ihrer äußeren Gestalt nach um typische Briefe. Das Erscheinungsbild ist gleichförmig und weitgehend frei von signifikanten Auffälligkeiten. Durchweg sauber und mit schwarzer

77 Zum Begriff des Phasenverzugs vgl. Peter Bürgel, *Der Privatbrief. Entwurf eines heuristischen Modells*, in: DVjs 50, 1976, S. 281–297, hier: S. 286 f.

78 Den Stand der Diskussion referiert Richter, *Probleme der Textkonstitution und Textdarbietung bei Briefausgaben*, S. 96–99.

79 Ebd., S. 96–101; vgl. auch vom Verf. Rez. von Oellers/Kurscheidt, in: *Goethe Yearbook*, Bd. 18, 2011, S. 297–299, hier: S. 298.

80 Waltraud Wiethölter, *Rolle Rückwärts? Von der brieflichen Typographie zum Brief*, in: *Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung*, hrsg. von W.W. und Anne Bohnenkamp, Frankfurt am Main, Basel 2010, S. 7–23, hier: S. 17.

81 Ebd.

Tinte beschriebene Quartdoppelblätter beherrschen das Bild. Von beiden Korrespondenzpartnern wurde meist geripptes Postpapier, von Schiller öfters auch Velinpapier benutzt. Der erste Brief Schillers hebt sich durch seine besonders formelle Anlage etwas heraus (Kap. 1, S. 57 f.). Die wichtigste Abweichung vom Üblichen stellt Goethes Brauch dar, einen großen Teil seiner Briefe ab November 1795 dem Schreiber Johann Jacob Ludwig Geist (und ab Dezember 1804 Friedrich Wilhelm Riemer) zu diktieren: »Auch an die Mutter schreibt er durch die Hand seines Bedienten, und *sie* nimmt es nicht übel«, wunderte sich Karl August Böttiger.⁸² Nur der weite Umfang seiner amtlichen Pflichten konnte es in den Augen seiner Korrespondenzpartner angemessen erscheinen lassen, dass Goethe sich bei der Ausfertigung seiner Briefe eines Schreibers bediente.⁸³ Das Verhältnis zum brieflichen Adressaten sowie der Inhalt und die Art der Aussage blieben davon unberührt.⁸⁴ Die Frage nach dem Status der Originale drängt sich auf, da das Goethe- und Schiller-Archiv im August 2010 digitale Abbildungen fast aller Stücke des Briefwechsels öffentlich zugänglich gemacht hat. Zur ausgiebigen Nutzung dieses Materials bot die vorliegende Untersuchung eine willkommene Gelegenheit, bezog doch Albrecht Schöne in seine Interpretationen von Briefen immer auch erhaltene Originale ein.⁸⁵

82 Karl August Böttiger, *Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar*, hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke, Berlin 2005, S. 92.

83 Vgl. nämlich Karl Philipp Moritz, *Allgemeiner deutscher Briefsteller* [...], in: ders., *Sämtliche Werke. Kritische und kommentierte Ausgabe*, hrsg. von Anneliese Klingenberg u. a., Bd. 9: *Briefsteller*, hrsg. von Albert Meier und Christof Wingertzahn, Tübingen 2008, S. 95–416, S. 121 (zitiert wird hier und im folgenden nach der Paginierung der Erstausgabe).

84 Ähnlich Jens Loescher, *Die »Lokumente« des Gehirns. »Schoenschreiben« bei Goethe*, in: *ZfdPh* 128, 2009, S. 179–206, hier: S. 180.

85 Vgl. Albrecht Schöne, *Über einen Kondolenzbrief Goethes*, in: *Literatur und Gesellschaft vom neunzehnten ins zwanzigste Jahrhundert*, Fs. Benno von Wiese, hrsg. von Hans Joachim Schrimpf, Bonn 1963, S. 83–112, hier: S. 84 f.; ders., *Über Goethes Brief an Behrisch*, S. 215; ders., *Soziale Kontrolle als Regulativ der Textverfassung. Über Goethes ersten Brief an Ysenburg von Buri*, in: *Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute*, Fs. Herman Meyer, hrsg. von Alexander von Bormann, Tübingen 1976, S. 217–241, hier: S. 222; ders., *Versuch über Goethesche Humanität Oder Zum Gebrauch des Konjunktivs Plusquamperfekt in einem Brief an Johann Friedrich Krafft*, in: Her-

Vom Rückgriff auf die Handschriften blieb die Zitierweise unberührt, weil die Briefe stets mit Absender, Adressat und Briefdatum nachgewiesen werden. Daneben wird auf den Druckort in der zitierten Ausgabe verwiesen. Wo auch die Handschriften einbezogen werden, wird in Anschluss an die Nennung von Absender, Adressat und Datum zunächst der Aufbewahrungsort innerhalb der jeweiligen Archivalieneinheit und dann der maßgebliche Druckort mitgeteilt. Für den Nachweis der Stellen innerhalb des betreffenden Briefs wurde eine Blattzählung eingeführt, die das Auffinden der Stelle in jeder beliebigen Ausgabe erleichtert: z.B. verweist 1^r stets auf den Anfang eines Briefs, 2^v hingegen, je nach Gesamtumfang, auf dessen Mitte oder Ende.⁸⁶

kommen und Erneuerung. Fs. Oskar Seidlin, hrsg. von Gerald Gillespie und Edgar Lohner, Tübingen 1976, S. 103–126, hier: S. 106; ders., ›Regebogen auf schwarzgrauem Grunde‹ – Goethes Dornburger Brief an Zelter zum Tode seines Großherzogs, Göttingen 1979, S. 7.

86 Neben den öffentlich verfügbaren Abbildungen wurden noch weitere Materialien benutzt, die im Anhang ausgewiesen sind. Auflösungen von Abkürzungen und Kurzformen stehen in [eckigen Klammern], Korrekturen und Restitutionen sowie Varianten innerhalb desselben Zeugen in ‹Winkelklammern›. Das Zeichen > steht bei Sofortrevisionen zwischen dem aufgegebenen dem unmittelbar darauf niedergeschriebenem Wortlaut (vgl. die Apparatbände der AA sowie Siegfried Scheibe, Editorische Grundmodelle, in: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie, hrsg. von S. S. und Christel Laufer, Berlin 1991, S. 23–48, hier: S. 37, 42).

Kapitel 1

Der Beginn der Freundschaft

Auf der Liste derer, die Schiller für die Mitarbeit an den *Horen* gewinnen wollte, stand der Name Goethes an erster Stelle.¹ Dies ergab sich notwendig aus dem erklärten Ziel, die »vorzüglichsten Schriftsteller der Nation« in der Zeitschrift zu versammeln.² Der Erfolg der Zeitschrift hing in hohem Maß davon ab, ob Goethe dem Kreis der Redakteure oder der regelmäßigen Autoren beitrug.³ Durch dieses publizistische Interesse wurde der von Schiller schon Jahre zuvor gehegte Wunsch, in ein näheres Verhältnis zu Goethe zu treten, weitgehend überlagert.⁴ Für die Anlage und den Duktus des Einladungsbriefs vom 13. Juni 1794 war vielmehr umgekehrt entscheidend, wie Goethe sich Schiller gegenüber in den vorangegangenen Jahren verhalten hatte.⁵

Goethes Verhältnis zu Schiller in den Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien

Schildert Goethe in der autobiographischen Erzählung, die 1817 unter dem Titel »Glückliches Ereignis« in den Heften zur Morphologie erschien, die Vorgeschichte der Freundschaft mit Schiller im wesentlichen so, wie sie tatsächlich verlief?⁶ Dem Nachweis, dass

1 Schiller an Körner, 12. Juni 1794, NA 27, S. 10.

2 Schiller, Die Horen (Einladung zur Mitarbeit), NA 22, S. 104.

3 Vgl. schon Goethe, Tag- und Jahres-Hefte, GFA I 17, S. 38.

4 Hahn bringt überdies, allerdings ausdrücklich ohne dokumentarischen Beleg, politische Motive Schillers ins Gespräch: Goethe sollte demnach an die Jenaer Intellektuellen gebunden werden, die, wie insbesondere Fichte, von fürstlichen Interventionen bedroht waren (Karl-Heinz Hahn, Im Schatten der Revolution – Goethe und Jena im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, in: Jb. des Wiener Goethe-Vereins 81/82/83, 1977/78/79, S. 37–58, hier: S. 48 f.).

5 Die Kontinuität zwischen Schillers früheren Versuchen der Annäherung und der *Horen*-Einladung wird stärker betont bei Oellers in GHb³ 3, S. 475.

6 Goethe, Glückliches Ereignis, LA I 9, S. 79–81.

die von Heinrich Düntzer bereits 1856 erhobenen Zweifel an der historischen Zuverlässigkeit von Goethes Schilderung der Vorgeschichte der Freundschaft Beachtung verdienen, ist ein eigenes Kapitel am Schluss dieser Arbeit gewidmet.⁷ Der folgende Abschnitt rekonstruiert die Vorgeschichte daher unabhängig vom *Glücklichen Ereignis* und stattdessen auf der Grundlage der historischen Quellen aus den betreffenden Jahren.⁸

Wie die übrige Weimarer Gesellschaft sah Schiller der Rückkehr Goethes aus Italien mit Interesse entgegen: »Hier wird *Göthe* jeden Tag aus Italien zurückerwartet«, schrieb er Ende März 1788, als Goethe sich noch in Frascati aufhielt.⁹ Auch in Volkstedt bei Rudolstadt, wo Schiller sich im Mai niedergelassen hatte, erreichten ihn die Vorhersagen, die über Goethes Ankunft zirkulierten: »*Göthe* wird auf den 20sten hujus erwartet«.¹⁰ Schiller versuchte bald darauf, mit Goethe Kontakt aufzunehmen. Er wandte sich einen knappen Monat später an Cornelius Ridel, der 1787 von Carl August zum Erzieher des Erbprinzen Carl Friedrich bestellt worden war und mit dem er in Verbindung stand:

Göthe ist jetzt bei Ihnen. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. Wenige Sterbliche haben mich noch so interessiert. Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie, mir von Göthen viel zu schreiben. Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles schöne von meinethwegen, was sich sagen läßt.¹¹

7 Düntzer I, S. 50–53; Düntzer II, S. 171–174.

8 Der Bezug auf die wesentlichen Forschungsbeiträge, v.a. die Studie Jakob Minors aus dem Jahr 1894, wird im einzelnen hergestellt.

9 Schiller an Körner, 31. März 1788, NA 25, S. 33. Ähnlich Schiller an Schwan, 2. Mai 1788, NA 25, S. 52.

10 Schiller an Körner, 12. Juni 1788, NA 25, S. 68. Tatsächlich kam Goethe am 18. Juni in Weimar an (BuG 3, S. 214). Den Umzug nach Volkstedt und, im August, nach Rudolstadt, lässt Oellers außer Acht, wenn er vermutet: »In den ersten Monaten nach seiner im Juni 1788 erfolgten Rückkehr aus Italien wird Goethe gelegentlich Schiller, der seit Juli 1787 in Weimar lebte, gesehen haben« (Oellers in GHb³ 4.2, S. 944; ähnlich ders., Einige Bemerkungen zur Vorgeschichte der Freundschaft zwischen Schiller und Goethe, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur 97, Nr. 3, 2005, S. 430–438, hier: S. 432). Erst im November 1788 zog Schiller wieder nach Weimar.

11 Schiller an Ridel, 7. Juli 1788, NA 25, S. 77; zu den Ämtern Riddels vgl. Wülcker in ADB 28, S. 505.

Aus mehreren Briefen des Juli spricht deutlich die Hoffnung auf eine persönliche Begegnung.¹² Ridel, der den Brief wahrscheinlich am 8. Juli erhielt, konnte die Grüße gleich an Goethe bestellen, und Goethe ließ sie erwidern: »Er bedauerte, daß er nicht gewußt, daß Sie in Rudolstadt waren, sein Weg gieng nah vorbei.«¹³ Ridels Vorausdeutung auf die Zukunft – »Seine persönliche Bekanntschaft wird, glaub ich, Ihnen sehr gefallen« – verleitete Schiller offenbar dazu, Goethes Geste, die wohl eine »bloße Artigkeit« war, zu überschätzen.¹⁴ Schiller fasste die durch Ridel übermittelte Botschaft nämlich so auf, als würde Goethe, im Wissen um Schillers Aufenthalt bei Rudolstadt, die Route seiner Rückreise tatsächlich geändert haben: »Er [Goethe] hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste.«¹⁵ Doch Goethe interessierte sich, soweit die Quellen ein Urteil darüber erlauben, für Schiller nicht nur weitaus weniger als dieser für ihn, sondern fast gar nicht. Überliefert ist, dass Goethe die einschlagende Wirkung der *Räuber* schon kurz nach deren Ur-

12 Schiller an Körner, 27. Juli 1788, NA 25, S. 85; Schiller an Huber, 29. Juli 1788, NA 25, S. 88.

13 Ridel an Schiller, 2. August 1788, NA 33.1, S. 211 (die Datierung korrigiert nach Kurscheidt in NA 33.2, S. 376). Grumach datiert die Übermittlung und die Erwidern des Grußes dagegen auf Mitte Juli (BuG 3, S. 22; richtigstellend Kurscheidt a. a. O., S. 376). Die Angabe über den Zeitpunkt des Eingangs ebd. Minor kannte Ridels Antwort noch nicht und schloss daher aus Schillers Brief an Körner vom 20. August 1788 (s. u.), dass der Gruß Schillers »Goethen entweder nicht sogleich zugekommen oder von ihm nicht sogleich erwidert worden« sei, sondern »erst einen Monat später« (Minor I, S. 11 f.). Goethe schweigt im *Glücklichen Ereignis* über diesen Austausch von Grüßen, wie bereits Düntzer anmerkt (Düntzer II, S. 173). Auch in einschlägigen Forschungsbeiträgen wird dieser Austausch gelegentlich übergangen (Bieber, Schiller, S. 264–266; Oellers in GHb³ 4.1, S. 944). Wentzlaff-Eggebert zitiert den Brief an Körner (s. u.), ohne aber auf den Austausch von Grüßen hinzuweisen (Friedrich-Wilhelm Wentzlaff-Eggebert, Schillers Weg zu Goethe, 2. Aufl., Berlin 1963, S. 26). Von Essen zitiert den Brief an Ridel, nicht aber dessen Antwort, aus dem Goethes Reaktion hervorgeht, und erweckt so den Eindruck, es habe keinen Gegengruß gegeben (Gesa von Essen, »eine Annäherung, die nicht erfolgte«? Die schwierigen Anfänge eines Dichterbundes, in: GJb 122, 2005, S. 43–61, hier: S. 57).

14 Ridel an Schiller, 2. August 1788, NA 33.1, S. 211. Die Einstufung von Goethes Reaktion bei Minor I, S. 12.

15 Schiller an Körner, 20. August 1788, NA 25, S. 97.

aufführung in Mannheim abschätzig zur Kenntnis nahm. Auf ihn berief sich nämlich Wieland, als er das Stück im März 1782 in einem Brief an Friedrich August Clemens Werthes, der ihm auf Schillers Bitten die *Räuber* hatte zukommen lassen, pathologisierte: »Goethe hat einen, ebenso großen Gräuel als ich, an der seltsamen Hirnwuth, die man izt am Nekkarstrome für Genie zu halten pflegt.«¹⁶ Der Gräuel hinterließ jedoch keinen tieferen oder länger anhaltenden Eindruck. Abgesehen von Wielands Brief gilt, was Minor, der ihn noch nicht kennen konnte, auch über die folgenden Jahre schrieb: »Die ungeheure Masse von Briefwechseln und Tagebüchern aus dem Weimarischen Kreise Goethes bleibt über den Erfolg der Schillerischen Räuber und über das Schicksal ihres Dichters vollkommen stumm.«¹⁷ Wenn die *Räuber* dennoch wenigstens ein schemenhaftes Bild von Schiller in Goethes Erinnerung eingepägt haben sollten, so darf man vermuten, dass jener diesem *nur* als der Verfasser des grauenerregenden Stücks und weiter gar nicht bekannt war.

Der *Dom Karlos*, der 1787 erschienen und uraufgeführt worden war, hätte dieses Bild erweitern und verändern können. Goethe nahm das Stück aber offenbar nicht bewusst wahr. Er »kannte, als er aus Italien zurück kam, Schiller weder als Menschen noch als Schriftsteller.«¹⁸ Ob Goethe »Grund und Gelegenheit genug ge-

16 Wieland an Werthes, 6. März 1782, WB 7.1, S. 421; die Vorgeschichte nach Hagen in WB 7.2, S. 418.

17 Minor I, S. 4. Wielands Brief wurde 1899 erstmals gedruckt (Hagen in WB 7.2, S. 418). Er wird zitiert von Bieber, Schiller, S. 264. Dagegen fehlt er in BuG 3, S. 351. Schiller spielt auch sonst in Grumachs Dokumentation der Begegnungen und Gespräche Goethes keine Rolle. Bei folgender Äußerung hielten von der Hellen und Minor für wahrscheinlich, dass sie auf Schillers *Räuber* anspiele: »Die Vagabunden [in *Claudine von Villa Bella*], die man durch Nachahmung so eckelhaft gemacht hat, würde ich durch eine neue Wendung aufstutzen« (Goethe an Kayser, 23. Januar 1786, GB 6.1, S. 155). Hierzu die Kommentare von der Hellen und Minors: »dass Goethe hier auch Schillers ›Räuber‹ im Sinne hat, darf man vermuthen« (von der Hellen in WA IV 7, S. 321); »so hat er [Goethe] die Schillerischen Räuber gewiß zuerst im Auge« (Minor I, S. 4). Ähnlich Oellers in GHb³ 4.2, S. 944. Auch Boyle hält einen Bezug für möglich (Boyle I, S. 429, 459). Der Kommentar der GB verweist lediglich allgemein auf die zeitgenössische Literatur und übergeht den möglichen Bezug auf Schiller (Giel in GB 6.2, S. 379).

18 Minor I, S. 5.